

„Zukunftsorientiert unterwegs“

Stand: 1. September 2013

Beobachtungen und Empfehlungen als Ergebnis der Visitation – Bericht der Pröpstinnen und Pröpste

Die Visitation ist ein spezifischer Beitrag geistlicher Leitung in der EKHN und obliegt dem Kirchenpräsidenten, der Stellvertreterin des Kirchenpräsidenten sowie den Pröpstinnen und Pröpsten. Unterstützt werden sie durch zwei Beauftragte für die Visitation. Alle zwei Jahre wird der Kirchensynode ein Bericht über die Visitation vorgelegt. Die Beobachtungen und Ergebnisse der Visitation sollen in kirchenleitendes Handeln einfließen. Am Ende des Berichtes geben wir daher konkrete Empfehlungen und bitten die Synode, diese aufzunehmen.

Seit dem letzten Bericht auf der Frühjahrssynode 2011 haben wir Pröpstinnen und Pröpste in folgenden Dekanaten Visitationen durchgeführt bzw. begonnen:

- Nord-Nassau: Bad Marienberg, Selters
- Oberhessen: Schotten, Kirchberg,
- Rheinhessen: Mainz
- Rhein-Main: Dreieich, Rüsselsheim
- Starkenburg: Vorderer Odenwald
- Süd-Nassau: Kronberg, Wiesbaden, Bad Schwalbach

Die Visitation besteht in der EKHN aus fünf Grundelementen:

1. Dem *Bericht*, in dem die Gemeinden und Einrichtungen ihre Situation beschreiben.
2. Dem *Besuch*: Kirchengemeinden werden ein Wochenende lang, Einrichtungen einen Tag lang von einer Kommission aus demselben Arbeitsfeld besucht zum fachlichen Austausch und wertschätzenden Feedback.
3. Dem *Kommissionsbericht*, in dem die Besuchergruppe ihre Eindrücke festhält.
4. Dem *Auswertungsgespräch*, das zwischen den Besuchten, der Kommission, dem DSV und der Pröpstin/dem Propst stattfindet.
5. Dem *Nachfragen* durch den DSV etwa ein Jahr später über die Folgen der Visitation.

Reaktionen der Kirchenvorstände

Wir eröffnen das Auswertungsgespräch in der Regel mit der Frage: „Welches Licht ist Ihnen in der Visitation aufgegangen?“, oder kurz gesagt „Was hat sie Ihnen gebracht?“ Die Rückmeldungen zeigen eine positive Aufnahme der Visitation:

- „In der Visitation wurde uns deutlich, wie viel es bei uns gibt. Meistens schauen wir ja nur auf das, was nicht funktioniert. Jetzt sahen wir, wie viele Menschen sich bei uns engagieren, wie gut unsere Kontakte in den Ort und zu den Vereinen sind und wie viele Menschen wir tatsächlich erreichen.“ Die Visitation bringt an den Tag, wie viel in den Gemeinden gelingt. Das ist schon ein Wert an sich!
- „Durch die Visitation haben wir im KV erst richtig wahrgenommen, wie viele Menschen sich bei uns engagieren.“ Häufig ist es im Alltag so, dass nur die KV-Vorsitzenden, die Gemeindegemeinschaftssekretärinnen und die Pfarrfrauen oder Pfarrer die Fülle der Kontakte, der Ehrenamtlichen und der

Gruppenmitglieder kennen. Die meisten Kirchenvorstandsmitglieder, aber auch Kirchenmusiker oder Gemeindepädagoginnen¹ können im Alltag immer nur einen Ausschnitt der Gemeindegemeinschaft persönlich miterleben. In der Visitation bekommen *alle* den „Draufblick“ und empfinden das als sehr bereichernd.

- Bei Gemeinden mit vielen Orten hörten wir mehrfach: „Ich muss gestehen: Ich bin erst durch die Visitation das erste Mal in allen unseren Orten gewesen.“ Indem die Besuchten ihre Besuchergruppe führen, entdeckten sie selbst ganz viel Neues an sich.
- Fast alle Kirchenvorstände erleben, dass sie durch die Visitation in ihrem Gremium zusammenwachsen. Das hat häufig eine besondere Langzeitwirkung in einer verbesserten Sitzungskultur.
- Die Visitation kann auch beschleunigend wirken, indem Entscheidungen, die lange schon anstanden, anlässlich des Besuchs endlich gefällt und nötige Veränderungen angepackt wurden.

Fokussierung auf ein Jahresthema

In diesem Jahr bündeln wir unsere Beobachtungen zur Visitation unter der Überschrift „Zukunftsorientierung“. Bei der Auswahl dieses Fokus ließen wir uns anregen von der Jahreslosung 2013 „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr. 13,14).

Diese Themenstellung unterscheidet sich von denen, die bisher im Mittelpunkt der Auswertungen standen, bei denen der Kirchensynode spezielle Arbeitsbereiche vorgestellt wurden (2009 Gottesdienst, 2011 Kirchenmusik). „Zukunftsorientierung“ ist nun eine sehr offene und weite Fragestellung. Sie hat verschiedene Aspekte:

- Zunächst geht es um **geistliche Orientierung**. Die christliche Gemeinschaft ist „auf die kommende Stadt“, auf die zukünftige Welt Gottes hin ausgerichtet und auf sie hin unterwegs. Dieses Ziel und das Unterwegssein dorthin prägen das **Tun und Lassen** der Kirche.
- Zum zweiten müssen sich die Gemeinden und Einrichtungen mit **Zukunftsprognosen** und künftigen Entwicklungen auseinandersetzen. Diese nähren Hoffnungen, schüren Ängste und beeinflussen die **innere Haltung und Atmosphäre**.
- „Auf Zukunft orientiert sein“ bedeutet schließlich, solche **Aktivitäten** zu fördern, die offen sind für Gottes Wirken. Diese Perspektive wirkt sich aus auf **Gottesdienstformen, Veranstaltungsformate und Leitungshandeln**.

„Zukunftsorientierung“ ist ein komplexes Thema. Und die große Bandbreite kirchlichen Handelns wird natürlich auch bei der Zukunftsfrage spürbar. Wir konzentrieren uns in diesem Bericht auf die kirchengemeindliche Arbeit, wie sie durch die Kirchenvorstände verantwortet wird. Wir differenzieren nicht weiter aus in das Handeln der Ehrenamtlichen, der Pfarrerinnen und Pfarrer, der Gemeindepädagogen, Prädikantinnen, Kirchenmusiker, Gemeindegemeinschaftssekretärinnen und der vielen anders Engagierten. Viel ließe sich auch berichten über die Zukunftsorientierung der Dekanate oder der diakonischen Einrichtungen, über ökumenische Projekte und interreligiöse Dialogorte. Wir begrenzen uns jedoch auf das kirchengemeindliche Handlungsfeld und fassen unsere Beobachtungen und Deutungen unter den drei oben genannten Aspekten und mit folgender Gliederung zusammen:

A. Geistliche Orientierung, Tun und Lassen

B. Prognosen und innere Haltungen

Demographischer Wettbewerb oder chancenreicher Wandel

Kircheninterne „Hoffnungsbremsen“

¹ Bei Aufzählungen werden die weibliche und männliche Form nicht additiv, sondern abwechselnd verwendet.

Überraschende Hoffnungszeichen

C. Leitungshandeln und Aktivitäten

Der Gottesdienst als Zentrum der Gemeindegemeinschaft

Die Jugendarbeit als Weg in die Zukunft

Die Region als Gestaltungsraum der Zukunft

Finanzielle Zukunftssicherung

Leitungshandeln in Spannung

D. Folgerungen und Empfehlungen

1. Den Auftrag der Pfarrerinnen und Pfarrer schützen
2. Einheit und Vielfalt der Gottesdienste wahren
3. Gebäudeverwaltung professioneller organisieren
4. Entscheidungskultur fördern
5. Den demographischen Wettbewerb verhindern

A. Geistliche Orientierung, Tun und Lassen

Christinnen und Christen lassen sich auf Gottes Zukunft hin und von ihr her orientieren. Die biblische Tradition bietet dazu eine Fülle von Bildern wie „die kommende Stadt Gottes“ (Hebr. 13,14,), „Gottes künftiges Friedensreich“ (Jes 65, 17ff), der wiederkommende Christus (Apg 1,11) oder „das wandernde Gottesvolk“ (Hebr 12,1). Christlicher Glaube ist auf Gottes Ewigkeit hin ausgerichtet, die aber nicht rein jenseitig erwartet wird, sondern bereits die Gegenwart prägt und gestaltet.

Diese theologische Perspektive auch im täglichen Handeln und Entscheiden einzunehmen, ist durchaus nicht einfach und nicht immer selbstverständlich. Wir beobachten aber, dass Kirchenvorstände in dem Maße mit ihrem Tun zufrieden sind, in dem sie selbst geistlich orientiert sind und auf diese Weise Maßstäbe für ihre Entscheidungen gekommen. Einige Beispiele:

- „Gott selbst kommt uns entgegen, die Zukunft ist sein Land“, mit dieser Liedstrophe wagen sich Gemeinden leichter daran, Neuland zu betreten und Veränderungen nicht nur als beängstigend und irritierend zu erleben.
- „Wir können Gottes Reich nicht selbst herstellen. Wir wirken daran mit.“ Diese Gewissheit nimmt den Druck aus den Kirchenvorständen, die Kirche retten zu müssen, und kann dazu beitragen, Selbstüberschätzung und Selbstüberlastung zu vermindern. Kirchenvorstände bekommen so die Freiheit, sich auf wenige Arbeitsbereiche zu begrenzen.
- „Gottes Liebe ist nicht von unseren Leistungen abhängig. Dann müssen wir auch nicht immer mehr leisten in immer kürzerer Zeit.“ Diese Überzeugung hilft, gelassen auf zukünftige Herausforderungen zu reagieren und klare Prioritäten zu setzen. Manche entscheiden daher, nur dann Neues zu beginnen, wenn etwas anderes dafür weggelassen werden kann. Sie tun dies in der Gelassenheit, dass es „okay“ ist, die Arbeit zu begrenzen und dabei fröhlich zu sein. Oder sie münzen den häufig gehörten Satz „Das ist eine gute Idee, das machen wir auch!“ um in: „Das ist eine gute Idee, das machen wir auch nicht!“
- „Gott hat uns viele unterschiedliche Talente gegeben. Niemand kann nichts, und niemand kann alles.“ Diese Gabenorientierung macht es leichter, nicht von den Defiziten her zu denken, sondern die Stärken zu stärken. Dies fördert eine Lob- und Anerkennungskultur.
- „Jesus schickte die Jüngerinnen und Jünger nicht alleine los, und auch bei uns soll nicht ein Mensch alles alleine schultern!“ Diese Überzeugung bedeutet für einige Gemeinden, dass eine neue Idee nur dann umgesetzt wird, wenn sich dafür ein Team findet. Nicht einzelne, also weder

Küsterin, Kirchenmusiker, KV-Vorsitzende oder Pfarrer müssen sich kümmern, sondern immer mehrere gemeinsam.

Die geistliche Ausrichtung gibt den Kirchengemeinden eine innere Freiheit zu Entscheidungen, aber auch die Gelassenheit, abzuwarten und von Gott Gutes zu erwarten. Es ist unseres Erachtens eine der wesentlichen Aufgaben der Pfarrerinnen und Pfarrer in Gemeinde, Dekanat und Gesamtkirche, beständig auf die Verheißungen Gottes hin zu orientieren. Die drängenden Erfordernisse des Tagesgeschäfts verstellen sonst sehr schnell den geistlichen Horizont. Kirchenleitende Menschen können eine solche innere Haltung natürlich nicht „herstellen“, aber sie können dazu ermutigen und darum beten.

B. Prognosen und innere Haltungen

Der Blick in die Zukunft kann erwartungsvoll sein, aber ebenso voller Sorgen. Wir erleben in den Gemeinden eine Melange von beidem. Mancherorts herrscht Frustration vor, anderenorts Aufbruchsstimmung. Und es gibt auch Überraschendes und unerwartete Zukunftschancen.

Einige der visitierten Gemeinden leben mit dem dunklen Gefühl: „Wir haben keine Zukunft. Alles wird immer weniger. Der Gottesdienstbesuch nimmt ab und die Konfirmandenzahlen. Die Stadt nimmt uns nicht mehr wahr. Unsere Botschaft hat keine Kraft mehr, die Gebäude werden marode. Alleine funktioniert es nicht mehr. Aber Kooperationen funktionieren auch nicht. Und außerdem fürchten wir, dass wir fusioniert werden.“ Uns begegnet in den Visitationen viel Sorge ohne Licht im Tunnel. Das ist bedrückend, für die Ehrenamtlichen, die Pfarrerinnen und Gemeindepädagogen, die Kirchenmusikerinnen, für den DSV und auch für uns. Es ergibt sich aber kein einheitliches Bild, wann diese no-future-Atmosphäre eintritt. Sie ist in städtischen Gemeinden, in Vororten und auf dem Land gleichermaßen zu finden.

Demographischer Wettbewerb oder chancenreicher Wandel

Überraschendes haben wir im ländlichen Raum erfahren – also dort, wo der demographische Wandel die Orte intensiv verändert. Die Entwicklungen, die durch die demographischen Veränderungen geschehen, werden von den Kirchenvorständen im ländlichen Raum sehr wach wahrgenommen und beobachtet, vor allem aber selbst erlebt und erlitten. Sie müssen dazu keine Statistiken analysieren, sondern die Veränderung stehen ihnen tagtäglich vor Augen: der Leerstand von Häusern und der Verfall der Immobilienwerte, der Rückgang der Trauungen und der Anmeldezahlen in der Kindertagesstätte, die Zerstreuung der Familien, das zeitaufwändige Pendeln der Berufstätigen in die Ballungsräume. Die Entwicklung ist auf dem Vogelsberg am dramatischsten, doch auch auf dem Westerwald und im Odenwald klar spürbar.

In den Auswertungsgesprächen im ländlichen Raum wurde aber deutlich, dass nicht alle Kirchengemeinden deprimiert darauf reagieren, sondern dass sie spüren, wie bedeutsam sie in dieser Situation für die Ortsgemeinschaft werden.

Die Kirchengemeinden haben ein stabiles Netz, um in den Orten das gesellschaftliche Leben zu stützen und weiter möglich zu machen. Für eine Fußballmannschaft reicht es im Sportverein oft leider nicht mehr, der Männergesangverein löst sich auf. Doch die evangelische Kirche ist weiter da und aktiv! Sie bietet ein Gebäude für Konzerte. In ihrem Haus treffen sich Krabbelkinder und Senioren. Jugendliche sind ausdrücklich willkommen. Die Kirche organisiert Freizeiten und Geselliges und hält den Ort durch die Kindertagesstätte familienfreundlich. Das Läuten der Glocken hört der ganze Ort und wird daran erinnert, dass das Leben kein sinnloser Zufall ist, dass menschliches Miteinander gelingen kann und dass eben nicht das Geld die Welt regiert. Das Da-Sein der Kirchengemeinde ist ein hoffnungsgebender und stabilisierender Faktor für alle, die dort leben.

Dass sich die gesellschaftliche Relevanz der ländlichen Kirchengemeinden durch den demographischen Wandel steigert, war die größte Überraschung in der Visitation. Diese Beobachtung gilt flächendeckend nicht nur für den Westerwald und den Vogelsberg. Diese „sozialraum-diakonische“ Präsenz der Kirche ist ein Pfund, mit dem Gemeinden und auch die Gesamtkirche wuchern können. „Wir bleiben, auch wenn

andere gehen“ ist eine nicht zu unterschätzende Botschaft über die Kirchengemeinde hinaus. Denn dass die EKHN mit dem Flächenfaktor in der Pfarrstellenbemessung auf die besondere Situation der ländlichen Räume reagiert, wird auch bei Bürgermeistern und Kommunalpolitikerinnen als Wertschätzung erlebt.

Selbstverständlich sehen wir die Gefahr einer überfrachteten Erwartung an die Kirche („Ihr dürft nicht auch noch gehen“), denn auch unser Netz verändert sich. Trotzdem ist die evangelische Kirche im ländlichen Raum derzeit eine stützende gesellschaftliche Größe. Die Kraft, die von ihr ausgeht, dürfen wir nicht gering achten.

Wir Pröpstinnen und Pröpste engagieren uns in diesem gesellschaftlichen Bereich, z.B. durch die Mitarbeit in interkommunalen und regionalen Gremien und deren Veranstaltungen. Wir unterstreichen die Anregung der letzten Synodentagung, dass die Kirchensynode sich intensiv mit den Herausforderungen der ländlichen Räume beschäftigt – auch, um ein Verständnis der ländlichen und großstädtischen Regionen der EKHN untereinander zu befördern.

Kircheninterne „Hoffnungsbremsen“

Visitationsgespräche werden häufig auch zum Organisationsfeedback genutzt. Wir hören positive Rückmeldungen über die Arbeit von Synode, Kirchenleitung und –verwaltung, aber auch Kritik. Drei Themen wurden besonders häufig genannt, die häufig die Motivation in den Kirchengemeinden abbremsen und bei denen die EKHN dringend Lösungen finden muss.

Pfarrstellenbemessung

Die Diskussion um die Pfarrstellenbemessung hat die Kirchengemeinden sehr bedrängt. Selbst dort, wo sich abzeichnet, dass aktuell keine Reduktionen zu erwarten sein werden, fürchteten die Gemeinden um die Zukunft ihrer Pfarrstellen. In den Dekanaten Wiesbaden und Kirchberg drehten sich die Auswertungsgespräche der Visitation fast ausschließlich um dieses Thema. Es wurde befürchtet, dass die Visitation ein kirchenleitendes Instrument sei, um Pfarrstellenkürzungen vorzubereiten. Es hat viel Mühe und vertrauensbildende Maßnahmen gekostet, diese Befürchtungen abzubauen.

Es gibt kaum Verständnis dafür, dass die Pfarrstellenbemessung die Weichen stellen soll für eine gesicherte flächendeckende pfarramtliche Versorgung. Tiefe Existenzängste werden berührt. Die Frage der Zukunftsfähigkeit einer Gemeinde ist in den Augen der Kirchenvorstände immer eng an die Existenz der Pfarrstelle geknüpft. Daher ist in den Gemeinden nicht angekommen, dass die Pfarrstellenbemessung als ein Element der Zukunftsorientierung zu begreifen ist, mit dem wir die angemessene Zuordnung der Pfarrstellen sicherstellen und langfristige Vakanzen verhindern wollen.

Wir werden in der kommenden Zeit noch intensiver konzeptionell daran arbeiten müssen, wie Gemeindegearbeit mit weniger Pfarrerinnen und Pfarrern aussehen kann. Die Vielfalt der EKHN erfordert auch hier vielfältige Antworten. Im Herbst 2013 beginnt bzw. begann eine Arbeitsgruppe der Kirchenleitung, in der zukunftsfähige Konzepte für das Pfarramt entwickelt werden sollen. Die Gesamtkirche kann hier aber immer nur den Rahmen abstecken. Die inhaltliche „Füllung“ hat vor Ort zu geschehen.

Gebäude

„Was wird aus unseren Gebäuden?“ ist vielerorts eine drängende Zukunftsfrage. Der Gebäudeunterhalt stellt die Gemeinden vor hohe Belastungen, und sie stehen vor der Frage: Renovieren oder verkaufen? Im ländlichen Bereich kommt erschwerend dazu, dass Verkauf keine wirkliche Option ist, da die Immobilienpreise beständig sinken. Viele Gebäude haben zwar eine hohe symbolische Bedeutung, sind aber dennoch auf Dauer nicht zu halten. Die Kirchenvorstände sind dabei emotional hoch belastet und vielfach

auch überfordert: „Woran hängt unser Herz von früher – was brauchen wir für morgen – und was können wir heute finanzieren?“

Die Meinungen darüber, ob wir in dieser Situation ein zentrales oder dezentrales Gebäudemanagement brauchen, gehen diametral auseinander. Wir geben zu bedenken, ob das derzeitige Konzept zur Finanzierung der Pfarrhäuser nach Ablauf der Übergangsfristen überhaupt tragfähig sein kann. Wird es sinnvoll sein, die Pfarrhäuser in die Trägerschaft der Dekanate zu geben? Wir benötigen darüber eine ergebnisoffene und breite Diskussion zwischen allen kirchlichen Ebenen.

Der Unterhalt der Gemeindehäuser stellt die Kirchenvorstände vor enorme Belastungen. Wir brauchen daher Anreize für Kooperationspartnerschaften, denn in vielen Dörfern stehen die Kommunen vor denselben Herausforderungen im Blick auf die Dorfgemeinschaftshäuser. Und letztlich müssen wir noch mehr Entscheidungssolidarität entwickeln: Wenn die Entscheidung zum Verkauf eines Gebäudes gefallen ist, sollten z.B. auch Nachbargemeinden diese respektieren und mittragen.

Verwaltungslast

Sehr häufig hörten wir den dringenden (fast verzweifelten!) Appell: „Vereinfacht die Verwaltung!“ Neue Computerprogramme, veränderte Formulare, Umstrukturierungen, Gesetzesrevisionen und Evaluationen belasten nicht nur die Hauptamtlichen, sondern auch die engagierten ehrenamtlichen Vorsitzenden. Sie haben den Eindruck, dass die Ressourcen falsch genutzt werden: „Wir wollen nicht ständig neue Regeln lernen, sondern Zeit haben für Besuche und Gruppen in der Gemeinde. Für die Zukunft brauchen wir den Kontakt mit Menschen, nicht mit dem Schreibtisch.“

Insbesondere bei Vakanz erleben Kirchenvorstände, wie viel Verwaltung in der Kirche steckt. Es besteht die begründete Angst, dass sich weniger Menschen für den ehrenamtlichen KV-Vorsitz zur Verfügung stellen, wenn ihnen klar ist: „Nach der Ruhestandversetzung unserer Pfarrerin kommt die Vakanz, und dann muss *ich* das alles alleine leisten.“

Kirchenleitung und Kirchensynode müssen diese Rückmeldung sehr ernst nehmen. Auch wenn wir die Verwaltungsarbeit ja ausdrücklich nicht aufblähen wollen: Jede Gesetzes- oder Verfahrensänderung wird in den Gemeinden leider so wahrgenommen, und das senkt die Motivation von Ehrenamtlichen. Das müssen wir in den synodalen und kirchenleitenden Gremien realistisch wahrnehmen und gemeinsam viel Sorgfalt darauf verwenden, die Dringlichkeit von Änderungen in Dekanatssynoden, Konventen und KVs deutlich zu machen. Im Vorfeld von Novellierungen sollen auch die Verwaltungsfolgen benannt werden, um ihre Verhältnismäßigkeit mit bewerten zu können.

Derzeit werden in unserer Kirche verschiedene Ansätze diskutiert, wie die Verwaltung in den Kirchengemeinden selbst anders organisiert werden kann. Die Kirchenleitung hat dazu eine Projektgruppe initiiert. Die Rückmeldungen aus den visitierten Gemeinden unterstreichen, wie notwendig die Suche nach Verwaltungsvereinfachungen ist.

Weiter klagen die Kirchenvorstände – z.B. im Dekanat Dreieich, aber auch in anderen Regionen – über die Ausdünnung der Unterstützungssysteme durch Küsterinnen und Hausmeister. Deren Aufgabe übernehmen sie nun seit Jahren. Sie fragen an, ob dies wirklich die Aufgabe der für die Leitung gewählten Ehrenamtlichen sein kann, und fordern Abhilfe.

Überraschende Hoffnungszeichen

Bei den Visitationen stießen wir sowohl auf sorgenvolle Blicke in die Zukunft als auch auf durchaus differenziert wahrzunehmende Entwicklungen. Und wir entdeckten Überraschendes, das für die Zukunft hoffen lässt:

- In einer Gemeinde auf dem Westerwald kommen regelmäßig 15-25% der Gemeindeglieder zum Gottesdienst. Und zwar zu einem ganz normalen agendarischen Gottesdienst am Sonntagvormittag. Um die geistliche Zukunft dieser Gemeinde ist einem nicht bange.

- Seit der Eröffnung des Evangelischen Gymnasiums hat sich in der Region Bad Marienberg die Übergangszahl zum Gymnasium verdoppelt. Durch unser kirchliches Engagement sind also die Bildungs- und damit die Zukunftschancen für die Jugendlichen direkt erheblich gesteigert worden.
- Im Westerwald legen alle Verantwortlichen Wert auf eine kirchliche Diakonie und eine diakonische Kirche. Kirche und Diakonie werden in Zukunft wieder enger zusammenstehen müssen, und dort wird dies bereits jetzt beeindruckend gelebt.
- Eine Gemeinde im Rhein-Main-Gebiet fällt durch einen überdurchschnittlich hohen Gottesdienstbesuch auf und durch eine in vielen Bereichen spürbare Identifikation mit der Kirchengemeinde. Dies hängt zusammen mit der Qualität der Verkündigung, die eine sorgfältige biblische Reflektion mit der aufmerksamen Wahrnehmung der städtischen Lebensverhältnisse verbindet. Offensichtlich gibt es ein Bedürfnis nach anspruchsvollen Predigten, die Menschen helfen, ihr Leben im Lichte des Evangeliums zu deuten.
- In einer anderen Gemeinde im Ballungsraum hinterlässt ein besonderes Projekt einen tiefen Eindruck: Konfirmandenarbeit für Erwachsene mit belasteten Biografien. Eine Gruppe von Menschen mit schweren Krankheiten, Migrationshintergrund oder mit gebrochenen Lebensläufen hat sich über eineinhalb Jahre auf einen Weg gemacht, ihr eigenes Leben im Horizont der biblischen Botschaft neu zu verstehen. In der zu Herzen gehenden Konfirmation feierte die Gruppe ihre gottgegebene Würde und die soziale Anerkennung durch die versammelte Gemeinde.
- Bei der Visitation im Dekanat Mainz fiel auf, wie sehr die Seelsorge unserer Kirche ein Hoffnungszeichen für die Menschen ist. Prägnant hat sich gezeigt, was alle Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der letzten Jahre bestätigen: dass professionelle Seelsorge auch und gerade von nicht-kirchlich orientierten Menschen gewünscht und als bedeutender Beitrag zum sozialen Leben betrachtet wird. In den Kliniken und in der Universitätsmedizin stehen der Seelsorgearbeit die Türen offener denn je. In komplizierter werdenden Klinikverhältnissen, in denen mit erheblichen Personal- und Finanzproblemen gekämpft wird, braucht es den Beitrag der Seelsorgerinnen und Seelsorger. Sie wird vor allem im medizinethischen Bereich und in den Ethik-Konsilien geschätzt und eingefordert. Pfarrerrinnen und Pfarrer sind heute echte Gesprächspartner/innen im Klinikalltag. Zudem sind der kirchlichen Arbeit in der Hospizbewegung und der Notfallseelsorge wertvolle neue Arbeitsfelder erwachsen, die sich durch die engagierte Arbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen immer weiter qualifizieren.

C. Leitungshandeln und Aktivitäten

Fragt man Kirchenvorstände, was in ihrem Gemeindeleben besonders zukunftssträchtig ist, werden meist drei Bereiche genannt:

- Der Gottesdienst als bleibendes Zentrum der Gemeindegemeinschaft.
- Die Jugendarbeit als Weg in die Zukunft.
- Die Region als Gestaltungsraum der Zukunft.

Der Gottesdienst als Zentrum der Gemeindegemeinschaft

zwischen agendarischen Formen und anderen Möglichkeiten

Nahezu alle visitierten Gemeinden beschreiben, dass für sie der Gottesdienst zentral ist – dass sie ihn aber weiter entwickeln möchten. Diese Beobachtung hat sich seit dem Visitationsbericht von 2009 nicht wesentlich verändert.

Diskutiert wird in den Kirchenvorständen:

- ob der Gottesdienst nach der traditionellen Agende oder lieber auch regelmäßig in freier Form gestaltet werden soll;
- in welchem Rhythmus Gottesdienste für und mit Zielgruppen oder mit Kooperationspartnern gestaltet werden können (musikalische Gottesdienste, Familien-, Film-, Vereins-, Taferinnerungsgottesdienste);
- ob der Gottesdienstbeginn „nach hinten“ verschoben werden kann;
- ob es einen zusätzlichen Abendgottesdienst geben soll;
- wo „Kirche an anderen Orten“ gefeiert werden kann.

Dabei stecken die Kirchenvorstände in Dilemmata:

- Sie nehmen deutlich wahr, wie sehr sich Sprachwelt, Freizeitverhalten und musikalischer Stil verändert haben. Sie möchten den Gottesdienst so feiern, dass sie auch solche Menschen ansprechen, denen der traditionelle Gottesdienst fremd ist. Zugleich wollen sie die „Treuen“ nicht verprellen.
- Zudem gibt es viel Orientierung an der Vergangenheit, besonders bei den Gottesdienstzeiten. Die vertraute Zeit ist fest verwurzelt, um jede Viertelstunde wird zäh gerungen. Dies beobachten wir in Stadt und Land gleichermaßen. Gottesdienstliche Kooperation zwischen Gemeinden mit einer Staffelung der Gottesdienstzeiten ist eher selten.
- Viele Gemeinden können sich neue Gottesdienstformen nur additiv zum Vorhandenen vorstellen. Das überschreitet aber das verträgliche Maß für die, die Gottesdienste vorbereiten (Pfarrer, Küsterinnen, Organisten).

Befriedigende Auswege zu finden, fällt den Kirchenvorständen nicht leicht. Sie ringen um Veränderungsbedarf und reagieren eher evolutionär als revolutionär. Manchem erscheint dieses Leitungshandeln zögerlich zu sein, doch es ist für die Kirchenvorstände wohl die geeignete Weise, der oben erwähnten Spannung am konstruktivsten zu begegnen.

Wir schätzen das breite Gottesdienstprogramm in unseren Gemeinden, unterstützen die Vielfalt, empfehlen aber dabei die Kräfte realistisch zu wägen und eher alternierende, keine additiven Lösungen zu wählen. Und wir ermutigen die Gemeinden, die Schönheit der bewährten Agende wahrzunehmen und ihre Möglichkeiten ideenreich und zugewandt auszugestalten. Langfristig macht ja nicht die Form, sondern der Inhalt einen Gottesdienst „attraktiv“. Dabei liegt uns am Herzen, dass die gottesdienstliche Einheit in der EKHN erhalten bleibt.

In der Ausbildung der hauptamtlichen Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker hat sich der Standard ja schon lange dahingehend entwickelt, dass neben der „klassischen“ Orgelmusik, Chorarbeit und Choralbegleitung auch in zeitgenössischer Literatur, in Bandarbeit, Gospel und Jazz ausgebildet wird. Es wäre wichtig, dass diese Standards noch viel stärker als bisher in die Aus- und Fortbildung für die nebenamtlich in der Kirchenmusik Tätigen einfließen.

Die Jugendarbeit als Weg in die Zukunft

zwischen Frustration und Aufbruch

„Wir haben keine Zukunft“, diese frustrierende Einschätzung hören wir in Kirchengemeinden besonders dann, wenn es bei ihnen keine Jugendarbeit mehr gibt. Angebote für Kinder gibt es sehr häufig. Doch nach der Konfirmation wird es vielerorts schwierig. Es besteht die begründete Sorge: Wenn der Glaube nicht über die Kinderschuhe hinaus- und ins Jugendalter hineinwächst, hat er auch bei den später Erwachsenen keine Zukunft.

Allerdings beobachten wir in der EKHN in Sachen Jugendarbeit eine sehr große Bandbreite: Neben Kirchengemeinden, die den Abbruch der Jugendarbeit verschmerzen müssen, stehen ganze Regionen mit einer blühenden Jugendarbeit.

- In manchen Regionen unserer Kirche, beispielsweise im Dekanat Bad Marienberg, gibt es in nahezu allen Gemeinden Kinder- und Jugendgruppen und auch flächendeckendem Kindergottesdienst. In der Auswertung wurde dort sogar der Begriff von der „jugendlichen Kirchlichkeit“ geprägt. Dies liegt wohl auch an der ländlichen Struktur, die oft noch traditionsverbundener ist und davon profitiert, dass es insgesamt weniger Alternativangebote gibt als im Ballungsraum. Aber es liegt auch an den vielen engagierten Ehrenamtlichen und ihrer hauptamtlichen Begleitung.
- In sich leerenden ländlichen Räumen, aber ebenso in manchen Regionen des Ballungsraums nimmt die Zahl der evangelischen Kinder und Jugendlichen drastisch ab. Das macht Jugendarbeit in einzelnen Gemeinden per se schwierig. Es entlastet die Gemeindeverantwortlichen, wenn sie diese äußeren Gegebenheiten realistisch in den Blick nehmen und akzeptieren. Leider müssen wir feststellen, dass nicht alle Kirchenvorstände ihre aktuellen Gemeindegliederzahlen kennen. Diese Kenntnis würde sie unmittelbar von dem selbstgesetzten Druck befreien, einen Kindergottesdienst mit über dreißig Kindern haben zu wollen (obwohl nur zehn Kinder im Kindergottesdienst-Alter im Dorf leben) oder eine eigene Jugendarbeit ins Leben rufen zu müssen.
- Der Rand der Großstädte und der sog. „Speckgürtel“ sind für junge Familien überaus attraktiv. Für die Gemeinden bedeutet dies, dass sie ihre Kindertagesstätte und ihre Kindergruppenarbeit ausbauen und hier einen klaren Schwerpunkt ihrer Gemeindeaktivitäten setzen können. Diese Entwicklung beobachten wir z.B. im Dekanat Kronberg.
- Häufig, vor allem im Ballungsgebiet ist Jugendarbeit gemeinwesenorientiert. Der Stadtteil oder der Ort sind der Bezugspunkt für die Jugendlichen. Wenn sich die Gemeinden und die Diakonie hier engagieren, bilden sie eine besondere Form der „Kirche für andere“.
- Bei der Visitation des Stadtjugendpfarramtes in Mainz hat sich gezeigt, wie wichtig eine klare Struktur der evangelischen Jugendarbeit im städtischen Kontext ist. Was sich über die Jahre in der Spannung von zentralen und dezentralen Ansätzen entwickelt hat, trägt für die Zukunft, auch wenn sich die Biographien und Lebensperspektiven der Jugendlichen verändern. Nach wie vor gelingt es, Jugendliche anzusprechen und auch für die verschiedenen Zusammenhänge der Jugendverbandsarbeit zu gewinnen. In diesem Zusammenhang zeigt sich an vielen Stellen, welche ein Schatz der gemeindepädagogische Dienst für unsere Kirche, besonders für die Jugendarbeit, ist.
- Aber wir beobachten auch: Es gibt kaum eine blühende Jugendarbeit, ohne dass es Menschen gibt, die Zeit und Lust haben, sich auf Jugendliche und ihre Lebenssituation einzulassen, seien es Pfarrerrinnen, Gemeindepädagogen oder Ehrenamtliche. Und hilfreich ist es, wenn Kirchenvorstände ihre Erwartungen an die Jugendarbeit nicht an den Erfahrungen der eigenen Jugendzeit messen.

In den visitierten Dekanaten waren die Angebote der Dekanatsjugend vielfältig und fachlich überaus fundiert. Für viele Gemeinden ist dies aber nicht „ihre“ Jugendarbeit, sie wünschen sich mehr am eigenen Ort. Es ist die Gestaltungsaufgabe im Dekanat, hier sinnvolle Strukturen zu schaffen. Wir beraten die Kirchenvorstände aber auch dahingehend, übergemeindliche Formen für die Jugendlichen nicht als Verlust für die eigene Kirchengemeinde, sondern als Bereicherung für die Jugendlichen selbst zu denken – und wahrzunehmen, dass die Jugendarbeit für die ganze Kirche eine Zukunftsinvestition ist.

Übrigens: Was bei Gottesdiensten normalerweise nur selten gelingt, ist bei Jugendgottesdiensten nahezu selbstverständlich: Dass sie übergemeindlich verantwortet, vorbereitet und besucht werden.

Die Region als Gestaltungsraum der Zukunft

zwischen Zentralisierung und Fragmentierung

„Region“ ist ein Zukunftsthema in der ganzen EKD und auch in der EKHN aktuell. In der EKD-Diskussion wird betont, dass „Region“ ein schillernder, vielschichtiger Begriff ist und eigentlich differenziert von „Regionen-Typen“ gesprochen werden müsste. Eine „Region“ ist nicht per se deckungsgleich mit vorhandenen kirchlichen Strukturen. Sie kann mit dem Dekanat identisch sein, aber auch darüber hinausgehen oder nur ein Teil davon sein. Einzelne Gemeinden können gleichzeitig in mehreren Regionen beheimatet sein, oder sie bestehen bereits in sich aus Regionen.

Wenn in der EKHN von „Regionalisierung“ gesprochen wird, ist in der Regel an die intensivere Kooperation mehrerer Kirchengemeinden gedacht. Wir nehmen bei unseren Visitationen allerdings vielfältige und differierende Regionalisierungserfahrungen wahr:

- In den kleineren Städten der Mainmetropole, z.B. in Langen oder in Rüsselsheim, befindet man sich in einem intensiven Prozess, damit aus den unterschiedlichen, nach 1945 entstandenen Tochter-Gemeinden wieder eine Gemeinde wird – oder zumindest eine intensive Kooperation gelingt. Die Einsicht ist gewachsen, dass man nur gemeinsam den Aufgaben der Zukunft begegnen kann.
- Viele Gemeinden haben mit Kooperation eine lange Geschichte. Sie ist für sie alltäglich, denn sie bestehen selbst aus mehreren Orten und bilden in sich eine Region. Die Kirchenvorstände stehen dort vor derselben Aufgabe wie die Gesamtkirche: die „flächendeckende Versorgung“ zu gewährleisten. Dabei kann weder eine Zentralisierung die Lösung sein noch das Fragmentieren der Gemeindeglieder. Der Interessensausgleich zwischen Zentrum und Peripherie muss wieder und wieder vorgenommen werden. Die Gestaltung einer kirchlichen Region ist immer in Bewegung, und die Kirchenvorstände müssen dieses „Mobile“ immer wieder austarieren.

Wir treffen dabei auf viele gut funktionierende Nachbarschaften, und zwar auf ganz unterschiedliche Weise und mit teils konträren Modellen: Die einen konzentrieren sich mehr auf *einen* Ort und „wandern“ nur ab und zu in die Außenorte. Die anderen sind regelmäßig in hoher Intensität in den einzelnen Ortschaften präsent und laden nur gelegentlich zu gemeinsamen Aktivitäten ein. Diese Beobachtung zeigt, dass es nicht *das eine* Modell gibt, sondern dass jede Regionalstruktur Freiraum braucht, den „für uns richtigen Weg“ zu finden.

- Deutlich wurde aber auch, dass ein und dasselbe Modell gegenteilige Auswirkungen haben kann. So berichtet ein Kirchenvorstand erfreut, dass durch das Zusammenlegen mehrerer kleiner Kirchenchöre zu einem großen „Regionalchor“ die Lust am Singen wieder stieg und es sogar Neuzugänge gab. Im demselben Dekanat blickt ein anderer Kirchenvorstand enttäuscht auf einen ähnlichen Versuch zurück: Die bisherigen Chormitglieder fuhren partout nicht zur Probe in den Nachbarort – und der gemeinsam geplante Chor kam mangels Zulauf nicht zustande.
- Manche Gemeinden sehen sich zunehmend vor die Herausforderungen gestellt, dass sie auf Dauer nicht mehr alles alleine schaffen können und selbstverständlicher regional denken müssen. „Regionalisierung“ ist für sie aber oft ein Schreckgespenst, und sie befürchten, dadurch an den Rand gedrängt und nur noch mitversorgt zu werden.
- Vielfach beginnt regionale Zusammenarbeit aus der Not heraus, also bei Vakanzen, aber auch aufgrund von Renovierungsarbeiten an Kirche oder Gemeindehaus. Die zunächst ungeliebte Kooperation erweist sich im Vollzug oft als Chance und wird nach dem Ende der Not dann beibehalten.

Die Regionenbildung birgt mit Sicherheit viele Chancen. Sie ist ekklesiologisch sinnvoll, denn keine Gemeinde steht für sich alleine, sie können einander ergänzen und entlasten. Zugleich aber ist zu fragen, ob und wie die identitätsstiftende Kraft der einzelnen Gemeinde in einer Region gewahrt werden und in

welchem Maße die Region selbst identitätsstiftend wirken kann. Und: Regionalisierungsprozesse erfordern einen intensiven Kraftaufwand für Absprachen.

Die „geerdeten“ Erfahrungen der Kirchspiele, ihre Modelle, Irrwege und Erfolgsgeschichten sind für solche Regionen hilfreich, die künftig intensiver werden zusammenarbeiten müssen. Die Modelle der Kirchengemeinden in Rheinland-Pfalz, die die strukturellen Möglichkeiten der politischen Verbandsgemeinden nutzen, könnten für hessische Regionen beispielhaft sein.

In den vergangenen Jahren wurden in den Dekanaten Biedenkopf und Ingelheim sowie in den Kirchengemeinden Biebrich Regionalisierungsprojekte initiiert. Die mittel- und langfristigen Auswirkungen der Projekte werden vermutlich in den nächsten Visitationsberichten ihren Niederschlag finden. Aus der Visitation ist aber deutlich erkennbar, dass wir in der EKHN noch mehr Gelegenheit brauchen, bei denen Kirchenvorstände untereinander über diese Herausforderung diskutieren und einander kollegial beraten.

Finanzielle Zukunftssicherung

zwischen Zuweisung und Stiftungsgründungen

Die finanzielle Lage der Kirchengemeinden ist komplex und uneinheitlich. Etliche Gemeinden machen sich auf den Weg, ihre finanzielle Zukunft auf eine breitere Basis zu stellen. Die Fundraising-Ausbildungen der vergangenen Jahre tragen Früchte. Jedoch beobachten wir dies eher punktuell, nicht flächendeckend.

Manche Gemeinden gründen Fördervereine. Diese Unterstützung ist sinnvoll und begrüßenswert, stärkt sie doch die Identifikation mit der Kirchengemeinde vor Ort und die finanzielle Beteiligung derer, die nicht Mitglied der EKHN sind. Allerdings stellen wir fest, dass Fördervereine erheblichen Einfluss auf die kirchengemeindliche Arbeit haben können, eine Parallelstruktur bilden und die gemeinsamen Regeln der EKHN dabei regelrecht aushebeln. So sind sie mancherorts Anstellungsträger für Gemeindepädagoginnen oder Gemeindepädagogen, die dann zwar „bei der Kirche“ arbeiten, aber nicht nach kirchlichem Recht versorgt werden. Dies ist zwar legal. Die Verantwortlichen vor Ort müssen sich aber fragen lassen, ob es legitim ist.

In den Dekanaten Wiesbaden und Kronberg sowie im gesamten Rhein-Main-Gebiet beobachten wir einen Anstieg der Stiftungsgründungen, um eine langfristig wirksame Absicherung gemeindlicher Arbeit zu erreichen.

Leitungshandeln in Spannung

zwischen Frustration und Begeisterung

Die Leistung der Kirchenvorstände besteht derzeit darin, eine Fülle von Spannungen auszuhalten und darin den Zukunftsweg für ihre Gemeinde zu verantworten. Der Erhalt des Vertrauten soll einhergehen mit dem Aufbau von Neuem. Diese Spannung ist häufig kaum aufzulösen.

Wir erleben, dass Kirchenvorstände, die sich zu Entscheidungen durchringen, in der Regel weniger frustriert sind als solche, die Entscheidungen hinauszögern und immer wieder über dieselben Fragen diskutieren. Kirchenvorstände, die klare Prioritäten haben und daran ihr Handeln ausrichten, arbeiten begeisterter und mit mehr Lust als solche, die weiterhin alles machen wollen.

Wir halten es für eine Leitungsverantwortung von Dekanaten und Kirchenleitung, eine Entscheidungsfreudigkeit zu fördern und den Mut zur Konzentration zu unterstützen. Künftig wird nicht mehr nur der „Konsens“ das heimliche Leitbild sein dürfen. Wir brauchen dazu auch theologische Arbeit, die zu konflikthaften Entscheidungen ermutigt.

D. Folgerungen und Empfehlungen

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Die visitierten Gemeinden nehmen die Zukunft in der Regel beherzt in den Blick und verschließen sich den Herausforderungen nicht. Die geistliche Orientierung auf Gottes Zukunft hin kann sie dabei entlasten und ihnen zu Priorisierungen und zu Konzentration verhelfen.

Der Blick nach vorn ist immer auch verbunden mit dem Blick zurück. Wo die Vergangenheit aber glorifiziert wird, lähmt dies und blockiert die nötigen neuen Schritte. Wo die Vergangenheit als eine bereits erlebte und erfolgreich durchlebte Veränderungsgeschichte erkannt wird, können vergangene Erfahrungen genutzt und fruchtbar gemacht werden.

„Zukunftsorientierung“ geschieht nie ohne Spannungen. Leitende Gremien müssen diese Spannungen identifizieren und aushalten, sie müssen Raum zur fairen Auseinandersetzung schaffen und ermutigt werden, auch beherzt Entscheidungen zu fällen.

Zusammenfassend leiten wir aus den Visitation-Beobachtungen der letzten beiden Jahre fünf zentrale Empfehlungen ab:

1. Den Auftrag der Pfarrerinnen und Pfarrer schützen

Pfarrerinnen und Pfarrer müssen Zeit haben für ihre vordringlichste Aufgabe, auf die Verheißungen Gottes hin zu orientieren und die Gemeinde darin zu unterstützen, ihre Grundlage, ihre Ausrichtung und die Maßstäbe für ihr Tun im Blick zu behalten. In den visitierten Gemeinden war spürbar, wie wichtig diese Orientierung ist für die Zukunfts- und Entscheidungsfähigkeit, aber auch hinsichtlich der Arbeitszufriedenheit.

Wir müssen die Pfarrerinnen und Pfarrer in diesem Auftrag stärken und ihnen dafür auch Freiraum und Schutz ermöglichen. Deshalb müssen Kirchenvorstände und DSVs, Kirchenleitung und Synode ihre eigenen Entscheidungen daraufhin befragen, ob sie den Pfarrerinnen und Pfarrern diese Zeit zur geistlichen Orientierung und zur theologischen Arbeit wirklich ermöglichen – oder ob sie zu sehr in die Rolle von Organisatoren, Initiatorinnen oder Verwaltenden gedrängt werden. Es ist eine wichtige Aufgabe der Vorgesetzten in Dienst- und Personalgesprächen, aber auch bei Besuchen in Kirchenvorständen und DSVs, weiter stark darauf zu achten, ob die geistliche und theologische Kernkompetenz auch gewürdigt, eingeholt, gepflegt und fortgebildet wird.

Selbstverständlich sehen wir auch die Notwendigkeit, Ehrenamtliche in der Verwaltungsarbeit zu entlasten und empfehlen, dies bei synodalen und kirchenleitenden Entscheidungen ebenso im Blick zu haben. In diesem Zusammenhang hoffen wir auf hilfreiche Ergebnisse des Projekts zur Verwaltungsvereinfachung.

2. Einheit und Vielfalt der Gottesdienste wahren

Der Gottesdienst ist die grundlegende Veranstaltung der Gemeinde. Menschen aus verschiedenen Milieus sind dazu eingeladen und sollen sich mit ihren Lebenswelten darin wiederfinden. Viele visitierte Kirchengemeinden bieten daher stark ausdifferenzierte Gottesdienstformen an und auch eine weit über das Evangelische Gesangbuch hinausgehende Liederfülle.

Für die Zukunftsfähigkeit der Kirche brauchen wir diese Vielfalt. Und zugleich brauchen wir um unserer Einheit willen auch die Wiedererkennbarkeit von liturgischer Gestaltung und müssen auf eine verbindende Liedtradition achten. Wir wollen diese Spannung zwischen Einheit und Vielfalt nicht einseitig auflösen, sondern konstruktiv aufgreifen. Deshalb regen wir ein „Schwerpunktjahr Gottesdienst“ an, in dem wir uns mit der Gestaltung des Gottesdienstes in besonderer Weise beschäftigen. Dafür kann eine empirische Untersuchung an der ein oder anderen Stelle hilfreich sein. Aus den aktuellen Ergebnissen können dann Konsequenzen gezogen werden für das gottesdienstliche Feiern.

3. Gebäudeverwaltung effektiv organisieren

Die Bauunterhaltung und die fälligen Renovierungen von Pfarrhaus, Kirche, Gemeindehaus und Kindertagesstätte belasten die Kirchenvorstände in hohem Maße. Nicht nur die damit verbundenen finanziellen, sondern auch die organisatorischen Herausforderungen binden in den visitierten Kirchengemeinden oftmals die Kräfte.

Wir brauchen zeitnah einen breiten Diskussionsprozess über den Gebäudebestand in der EKHN mit dem Ziel, die Verwaltungsarbeit für die Gebäude zu reduzieren und zu professionalisieren. Wir benötigen auch eine ergebnisoffene Diskussion zwischen allen kirchlichen Ebenen über den Stellenwert der Pfarrhäuser, über die Residenzpflicht und über andere Trägermodelle für Pfarrhäuser. Wir schlagen zudem vor, Kooperationspartnerschaften für Gemeindehäuser finanziell zu unterstützen.

4. Entscheidungskultur fördern

In vielen visitierten Gemeinden ist eine „Scheu vor Entscheidungen“ zu beobachten. Dies liegt sicher an der Komplexität der Problemlagen, aber auch an einem hohen Druck aus den Gemeinden, möglichst alle Interessen zu bedienen. Dies sorgt für dauerhafte Frustration in vielen KVs.

Wir brauchen eine beherztere Entscheidungskultur. Um sie zu fördern, sind noch mehr theologische Grundsatzarbeit in Pastorkollegs, in Fortbildungsveranstaltungen und in der Ehrenamtsakademie nötig. Wir brauchen seelsorgende Ermutigung der Kirchenvorstände durch Dekane und Pröpstinnen und auch eine starke loyale und geschwisterliche Unterstützung der Gremien untereinander. Wir müssen mehr Entschlossenheit, weniger Streben nach Perfektion und auch mehr Fehlerfreundlichkeit gewinnen. Eine solche innere Haltung kann sicher nicht beschlussmäßig herbeigeführt werden, wir können aber dazu ermutigen und uns gemeinsam darin einüben.

5. Den demographischen Wettbewerb verhindern

Der demographische Wandel mit seinen entscheidenden Faktoren „Rückgang der Bevölkerungszahl“ und „Zug in die Städte“ wird unsere Kirche künftig stark verändern. In vielen der visitierten Gemeinden war dies schon heute zu beobachten. Wir befürchten, dass sich eine Schieflage entwickeln wird, eine sich öffnende „Schere“ zwischen den Kirchengemeinden im Ballungsraum, die von dieser Entwicklung profitieren, und denen im ländlichen Raum, die massiv verlieren. Wir befürchten einen demographischen *Wettbewerb*, der einem geschwisterlichen Miteinander abträglich ist.

Wir halten es für dringend nötig, dass das Thema „demographischer Wandel“ – mit den damit verbundenen Veränderungen unserer Sozialstruktur, den Belastungen insbesondere für den ländlichen Raum und seinen Auswirkungen auf die EKHN – zeitnah intensiv in den kirchenleitenden Gremien behandelt wird.